



Fette Party. «Dick Skinners, 2009–15» von Tadej Vaukman in der Galerie Daepfen.

Labile Verhältnisse: Auf der Suche nach der Realität

Fotokunst in den Basler Galerien Daepfen, Stiftung Brasilea, Oslo 8

Von Annette Hoffmann

1. Tadej Vaukman, Dick Skinners. Nein, diese Kids ernähren sich ganz bestimmt nicht bewusst, sie essen zu viel Pizza mit zu viel Käse, sie gehen zu selten zum Zahnarzt, schlafen zu wenig und trinken eindeutig zu viel. Dass sie einen Sport treiben, der ihnen einiges an Körperbeherrschung abverlangt, geschenkt, allzu oft führt er sie in die Notaufnahme, und da liegen sie dann mit frisch vergipsten Armen und Beinen.

Tadej Vaukman und seine Freunde sind Underground-Skater in Slowenien, und vermutlich werden sie nie einen Werbevertrag bekommen. Fünf Jahre lang hat der 1984 geborene Vaukman sein Leben mit der Kamera begleitet. Der Basler Galerist Guillaume Daepfen zeigt nun einige der überwiegend farbigen Fotos in dichter Hängung. Und dicht ist die Atmosphäre ja auch, die Vaukman mit einer analogen Kamera festgehalten hat. Unweigerlich fragt man sich: Wollen die sich umbringen? So viel Party kann doch nicht gut sein, derart viel Alkohol verträgt doch kein Mensch, und für die Verdauung ist es auch nicht gut.

Ja, all das sieht man und dazu noch manches Geschlechtsteil. Komisch nur, sobald der Exzess historisch und kanonisch ist wie etwa Nan Goldins «Die Ballade der sexuellen Abhängigkeit», wird er nicht hinterfragt; sobald er zeitgenössisch ist, sehen wir uns um unsere Gegenwart betrogen. Tadej Vaukman kennt seine Referenzen, er selbst nennt Dash Snow als Vorbild. Doch jeder Absturz verweist auf labile gesellschaftliche Verhältnisse und fehlende soziale Chancen. Aber vielleicht ist auch dieser Erklärungsversuch nur eine Strategie, mit dieser ungebrochenen Rohheit umzugehen.

Guillaume Daepfen, Mülheimerstrasse 144, Basel. Mi–Fr 17–20 Uhr, Sa 12–17 Uhr. Bis 10. Oktober 2015. www.gallery-daepfen.com

2. Boris Kossoy, Imago. Für den brasilianischen Fotografen Boris Kossoy haben im Laufe seiner 50-jährigen Karriere zwei schwarze Kästen eine wichtige Rolle gespielt: das Kaleidoskop, man könnte auch sagen: die Summe

nahmen dazwischen und zeigt auch die jüngsten Arbeiten.

Kossoys Kaleidoskop hat sich auch immer durch die Kunst gespeist, er selbst nennt unter anderem den magischen Realismus als Einfluss. Auf seinen frühen Bildern findet sich immer wieder eine Art Jahrmarktsfigur – ein Holzmännchen mit zu schmalen Schultern für den Riesenkopf und einem grotesken Lächeln. Es geistert durch üppiges Unterholz, steht mal neben einer Figur im Rollstuhl, mal neben einer Frau, die nackt kopfüber auf einem Klinikbett sitzt oder einsam in einem Innenhof.

Kossoy ist von der Fotografie der Zwanzigerjahre beeinflusst. Immer wieder finden sich Schaufensterpuppen auf seinen Fotos, deren Beine, Arme, Oberkörper etwa von dünnen Ästen aufgespießt sind. Für Kossoy ein Bildkommentar zur Militärdiktatur in Brasilien. Im zweiten Stock zeigt die Ausstellung «Imago» spätere Arbeiten, die weniger arrangiert sind, sondern das Surrealistische in der Wirklichkeit suchen, aber auch Fotografien, die wie der Blick aus einer Fensterfront in einem Hotel vom Farbfotografen William Eggleston beeinflusst scheinen.

Stiftung Brasilea, Westquaistrasse 39, Basel. Mi–Fr 14–18 Uhr, Do 14–20 Uhr. Bis 29. Oktober 2015. www.brasilea.com

3. Catherine Leutenegger, Kodak City. An einem zweiten Detroit war Catherine Leutenegger nicht interessiert, als sie 2007 und 2012 nach Rochester reiste. Yves Marchand und Romain Mettre haben unsere Vorstellungen vom Niedergang der einstigen Metropole

geprägt. In diese ästhetische Falle wollte die 1983 geborene Lausannerin nicht tappen, auch weil sie sich nicht allein dafür interessiert, wie eine Stadt weiterlebt, wenn sie ihren ökonomischen Motor verloren hat, sondern weil es ihr eigentlich um das Medium selbst geht: die Fotografie.

Rochester war jahrzehntelang Kodak City und Kodak stand für die Fotografie schlechthin. «Sie drücken auf den Knopf, wir erledigen den Rest», lautete Kodaks Werbeslogan. Dann kam die Digitalfotografie – ironischerweise wurde 1975 die erste Digitalkamera in Rochester erfunden –, doch dort setzte man weiter auf die Chemie. Nach dem Kodak-Konkurs verkleinerte sich das US-Unternehmen radikal. Wer sich die Aufnahmen von Leutenegger ansieht, die in der Fotogalerie Oslo 8 installativ gehängt sind, staunt ein bisschen über den altmodischen Charme der Firmräume.

In der Geschäftsstelle verschanzt sich ein älterer Herr hinter einem Bildschirm, ganz rechts begrüsst ein Schild den Besucher, ein anderes klärt einen auf, was man hier alles nicht darf. Tatsächlich war es nicht leicht, Aufnahmen in den Innenräumen zu machen. Das Unternehmen, das es jedem ermöglichen wollte, Erinnerungen auf Fotopapier festzuhalten, gibt sich so fotoscheu wie sein Gründer George Eastman. Von ihm zeigt Leutenegger ein Porträt, das sich aus lauter Einzelfotos zusammensetzt. Das ist konsequent – die Zukunft der Fotografie wird jedoch kaum von Rochester aus beeinflusst werden.

Oslo 8, Oslostrasse 8–10, Basel. Fr/Sa 14–18 Uhr. Bis 24. Oktober 2015. www.oslo8.ch



Wie ich schreibe. 21 Fragen an Arno Camenisch

Von Markus Wüest

BaZ: Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachttisch?

Arno Camenisch: Von Paul Auster «Winterjournal».

Ein gutes Buch?

Ja. Ich habe es zu Ende gelesen, aber es liegt immer noch auf dem Nachttisch.

Weil Sie einzelne Passagen noch einmal nachlesen?

Ja, das mache ich extrem gern. Ich habe ein paar Lieblingspassagen, zum Beispiel, wenn er über seine Frau schreibt. Das ist extrem schön. Mir gefällt an dem Buch der Ton, in dem Auster schreibt, am allerbesten. Extrem ehrlich. Und Ehrlichkeit in dieser Art ist entwaffnend. Man merkt den Beschreibungen an, wie nahe am Leben sie sind.

Machen Sie sich Notizen am Rand des Textes?

Nein. Am liebsten habe ich aber, wenn überall in der Wohnung Bücher und Zeitschriften herumliegen. Da nehme ich mal dies, mal jenes in die Hand und lese ein paar Abschnitte.

Was gehört aktuell neben Auster noch dazu?

«Die zehn Gebote eines Schriftstellers» von Stephen Vizinczey, einem gebürtigen Ungarn, der heute in Grossbritannien lebt. Da finden sich schon auf den ersten Seiten ein paar Aussagen, die mir sehr gefallen. Es liegen aber auch viele Kunstbücher herum. Zum Beispiel eines des Street-Art-Künstlers Banksy. Das ist sehr inspirierend.

Inspirieren im Sinn von aufsaugen, wirken lassen.

Ja, das kann auch ein Zeitungsartikel sein oder eine Sportberichterstattung.

Machen Sie Notizen?

Nein. Das ist alles sehr verspielt. Es sind einfache Themen, die mich interessieren. Aber ich schreibe mir nichts auf. Bei Auster haben mich die Atmosphäre, die er schafft, und der Ton, den er anspricht, berührt. Das löst etwas in mir aus. Genau gleich, wenn ich ins Museum gehe und Bilder betrachte. Das ist geistige Nahrung. Ich brauche das.

Ab wann entstehen aus all diesen Eindrücken denn die Geschichten, die Bücher, die Sie schreiben?

«Jedes Detail muss zu hundert Prozent sitzen, jedes Wort, jeder Buchstabe.»

Die haben einen langen Vorlauf. Es gibt Geschichten, die trage ich seit zehn Jahren mit mir herum. Und ich weiss: Irgendwann werde ich sie schreiben.

Wie kam es zu Ihrem aktuellen Buch «Die Kur»?

Das ist ein Buch über den Tod. Ein Thema, das mich sehr, sehr interessiert. Aber die Frage stellte sich, wie ich das Thema angehe.

War das Thema zuerst da, also das Bedürfnis, etwas über den Tod zu schreiben, oder sahen Sie diese beiden Hauptfiguren und erkannten, was ihre Geschichte sein würde?

Es war die Thematik. Wobei sich alle meine Bücher um das Ende und den Tod drehen. Es ist das Kommen, das Leben, der Tod. Aber wie ich genau auf die Geschichte kam ... Das kann ich gar nicht sagen. Sie ist vor allem da, um das Thema zu verhandeln zu können.

Es gibt also kein Rezept?

Nein, die Geschichte tritt plötzlich aus dem Dunkeln heraus, ist einfach da. Plötzlich ist klar: So will ich das erzählen. Mit diesen Figuren. Die diesen Weg machen.

Wo finden Sie denn die Vorbilder für



Wann setzen Sie sich hin und beginnen zu schreiben?

Das geht oft sehr, sehr lange. Anfang denke ich viel über die Geschichte nach. Der Text ist ganz flüchtig nur in meinem Kopf. «Ustrinkata» habe ich über ein Jahr nur darüber nachgedacht. Ob das Thema schon da war.

Der Kern der Geschichte existiert?

Ja, genau. Aber ich suche die Kapitel, die ich beim Erzählen treffen will. Am letzten Abend in einer Beiz, die ich besucht habe, da auftreten. So weit war ich. Aber dann dauerte es nochmal ein Jahr, bis ich wusste: So kann ich schreiben.

Treffen Sie immer den richtigen Moment?

Kam es auch schon vor, dass Sie anfangen zu schreiben, nur um zu realisieren, dass es gar noch nicht reif ist?

Ja, das passiert. Es gibt auch eine natürliche Abwehr gegen die falschen Zeitpunkte, denn wenn ich mich hinsetze und gar noch nicht weit bin, macht mich das Schreiben extrem müde. Dann wird mir klar, dass es noch liegen lassen. Stille. Der Moment aber, komme ich in den richtigen Rauschzustand. Dann gibt es das Schreiben. Energie. Wenn es dann kommt, kann ich den ganzen Tag arbeiten und es macht mich nicht müde.

Sie lassen diesen Rausch auch zu?

Ja, das will ich dann auch erleben. Das ist eine sehr intensive Zeit.

Das klingt nach einem Prozess, der sehr langsam verläuft: Geduld und Vertrauen in sich, auf, dass der richtige Moment kommt.

Das stellt sich mit den Jahren ein. Dass man gelassener wird. Manchmal kann es auch Stress sein, wenn ich schreiben würde – mag ich auch einen kürzeren Text – und nicht geht. Es muss eben schon ein Moment sein, das mir das Schreiben aushalten lässt.

Aber wenn es läuft – und es ist ein lässiger Text – schreiben Sie täglich?

Ja. Dabei wird der Text schon dichtet. Ich versuche zu reduzieren. Ich pflege ein sehr szenisches Schreiben: Ich gehe immer vom Bild aus. Es ist wie ein Film in meinem Kopf.

Wann ist ein Text für Sie abgeschlossen?

Das dauert lange. Ich arbeite sehr an den Details. Lese den Text x-mal durch und feile an ihm. Jedes Detail muss zu hundert Prozent sitzen, jedes Wort, jeder Buchstabe. Aber im Moment, in dem ich das Buch zum Druck gebe, kann ich es auch loslassen.

Lesen Sie sich selber den Text vor?

Nein. Aber wenn ich den Text höre, höre ich ihn. Und das muss dann genaugen wie ein grosser Song, wie eine Komposition. Beim Lektorat liest mein Verleger den Text vor. Wenn ich beim Vorlesen aber etwas nicht stimmt, muss ich halt nochmals lesen. Schreiben Sie in absoluter Stille?

Nein, ich muss das Leben um mich herum spüren.